

Ueber

Gustav Freytag.

Ein Vortrag

von

F. Sintenis

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

112764

gehalten den 14. Februar 1881.



Dorpat und Fellin.

E. J. Karow's Universitätsbuchhandlung.

1881.

Von der Censur gestattet. — Dorpat den 14. Februar 1881.

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

24034

Druck von C. Mattiesen. Dorpat 1881.

Hochgeehrte Versammlung!

„Mir geht es wie Moses; ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten“: mit diesen Worten sprach vor eben hundert Jahren ein grosser König seine Hoffnung aus, dass es mit der unentwickelten deutschen Sprache und ihrem darniederliegenden Schriftenthum besser werden könne. Und es ist besser geworden so reissend schnell, dass wir nur die beste Zeit Griechenlands damit vergleichen können.

Dass freilich Friedrich der Grosse einen ganz anderen Entwicklungsgang, eine weit bescheidenere und duftlosere Blüte erwartete, als Goethe und Schiller eben damals zur Entfaltung brachten, nehmen wir aus seinem Urtheile über Vergangenheit und Gegenwart ab. Seine spöttische Geringschätzung Shakespeares ging aus derselben Abneigung gegen Phantasie und naturgewaltige Innerlichkeit hervor, wie sein absichtliches Uebersehen Klopstocks, Wielands und des edeln Mannes, welcher Friedrichs Schrift *de la littérature allemande* nur wenige Monate überlebte — Lessings.

Doch neben diesen Männern, ja vor ihnen ist grade Friedrich der Grosse der unentbehrliche Grundstein geworden des Baues, welchen Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller aufgeführt, als dessen Schlussstein uns gegenwärtig Gustav Freytag gelten muss.

Bedeutender allerdings als Friedrichs ästhetische Bildung und litterarische Beschäftigung haben seine militärischen und

politischen Erfolge der deutschen Dichtung aufgeholfen. Wohl war „Er grösser als seine Worte.“

Zu diesen Erfolgen gehört aber auch die Erwerbung jener Landschaft, welche seit Jahrhunderten germanisirt unter schwierigen Verhältnissen als deutscher Vorposten sich erhalten und oft bewährt hatte: Schlesien.

Diese Landschaft war von ihren piastischen Fürsten ruinirt, seit dem dreissigjährigen Kriege fast mehr durch ihre Freunde als durch ihre Feinde heimgesucht worden. Erst Friedrich hat mit bekanntem Geschick das Land zur Culturstätte gemacht und das entfremdete wieder in deutsche Gemeinsamkeit gezogen. Seitdem hat sich dort von Neuem ein eigenartiges Wesen, eine erfreuliche Theilnahme an allen geistigen Interessen Deutschlands entwickelt; Schlesien darf sich manches bedeutenden Dichters rühmen.

Kaum war der Besitz Schlesiens durch den siebenjährigen Krieg gesichert, da entstand in Breslau das erste dramatische Kunstwerk, welches auf der Bewunderung für den grossen König ruhend eine neue Epoche ankündigte: Lessing entwarf seine Minna von Barnhelm, im Garten auf dem Bürgerwerder unmittelbar nach dem Frieden von Hubertsburg.

Und als sich die jüngere Generation an Friedrichs Widerstandskraft erinnerte, als sie aus seinen mühevollen Siegen für sich Zuversicht schöpfte, im Jahre 1813 ward Schlesien ein Ausgangspunkt beispielloser Begeisterung und heldenmüthiger Erhebung. Von dort brach die unerschöpfte Volkskraft Deutschlands hervor, welche unter all dem Drucke und Unglücke von Jahrhunderten die werthvollsten Güter treu bewahrt hatte: ungebrochenes Pflichtgefühl, selbstlose Aufopferungsfähigkeit und begeisterte Vaterlandsliebe. Wie unzählige Tugenden hatte dieses Volk im Stillen üben müssen, während es von seinen Nachbarn verspottet und misshandelt wurde, bis es zu dem Selbstvertrauen sich aufschwingen konnte, welches wir im letzten Theile der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und der „Ahnen“ eben so hinreissend als wahr geschildert finden. Nirgends ist dieser

zornige und doch stets menschliche Patriotismus damals energischer zum Ausbruch gekommen als in den beiden östlichen Grenzländern: Ostpreussen und Schlesien. Dieser ritterlichen Gesinnung gaben einheimische Dichter die poetische Weihe: Schenkendorf und Eichendorff.

Die ruhmgekrönten schlesischen Landwehrmänner waren heimgekehrt, die Siegesfreude war verflogen, man übersah die unermesslichen Opfer, die der Freiheitskampf dem Lande gekostet, Aufmerksame ahnten bald, dass diese Opfer schwerlich den verdienten Lohn errungen hatten. Es war eine Zeit der Nachklänge und der zweifelnden Hoffnungen. Gustav Freytag ist ein Kind dieser Zeit. Er ist geboren am 11. August 1816.

Natürlicherweise wuchs er auf in der unmittelbaren Erinnerung an die grosse, reiche Zeit, welche seine Eltern verbunden hatte. Doch auch die Enttäuschung der folgenden Jahrzehnte prägte sich dem Knaben und Jünglinge ein. Es sind die Stimmungen, in welchen sich der jüngste Sprössling der „Ahnen“, Victor König herangebildet hat.

Nicht aus den Gebirgswäldern, welchen Eichendorff seine Abschiedsworte: „O Thäler weit, o Höhen“ zugerufen hatte, stammt Gustav Freytag. Sein Geburtsort liegt in einer weder schönen noch reichen Gegend; es ist Creuzburg in Oberschlesien nahe der polnischen Grenze. Dort war sein Vater Arzt. Derselbe liess ihn erst zu Hause von einem Verwandten unterrichten, gab ihn aber später auf das Gymnasium zu Oels, von wo er nach 6 Jahren zur Universität Breslau abging. Vom April 1835 bis zum August 1836 hörte Freytag philologische, historische, philosophische Collegien; als er zwanzigjährig nach Berlin übersiedelte, wo er sein akademisches Triennium zu Ende gebracht hat, neigte er sich schon entschieden der deutschen Philologie und Alterthumskunde zu, für welche ihn die Schriften der Brüder Grimm gewonnen hatten; Bopp, von der Hagen, Lachmann sind neben Böckh seine Lehrer. Seine Doctorschrift handelt von den Anfängen der dramatischen Poesie bei den Deutschen; am 30. Juni 1838 ward er in Berlin

promovirt, einer seiner Opponenten war Adalbert Kuhn, der Begründer der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde.

Nun wählte Freytag die academische Laufbahn und als er sich 1839 in Breslau habilitirte, schrieb er über die Gandersheimer Nonne Hrosuith, welche in frommem Eifer die Lustspiele des Terenz durch dramatisirte Legenden in lateinischer Sprache den Anforderungen des Christenthums gemäss ersetzen wollte.

Wir erkennen in diesen Erstlingsarbeiten Freytags das Bestreben einerseits der Entstehung des deutschen Dramas auf die Spur zu kommen, andererseits aber bemerken wir in ihm den Drang, sich über deutsches Alterthum überhaupt Aufklärung zu verschaffen. Seine Doctorschrift hebt mit sichtlicher Vorliebe von Tacitus an, auf den sich manche spätere Arbeit Freytags gründet. Schon damals mag ihm „die fröhliche Vermuthung“ gekommen sein, „dass Tacitus in der Hütte eines Batavers oder Friesen oder Chauken deutsches Ale zu trinken genöthigt war.“ So gehen aus demselben Punkte patriotischen Interesses die beiden Hauptrichtungen hervor, welche wir Freytag sein Leben lang verfolgen sehen: lebendiges Erfassen der Gegenwart, wie sie das Drama und der Roman verlangen, nebst seiner journalistischen und biographischen Thätigkeit, und liebevolles Versenken in die Vergangenheit, aus der sich endlich dieselbe Gegenwart herleiten lässt.

Nachdem wir diese vorläufige Aussicht auf Freytags schriftstellerische Entwicklung genommen, lassen wir das fernere, noch unvollendete Leben des Dichters bei Seite. Eine Biographie ist jetzt weder möglich, noch schicklich. Die Gründe, weshalb er die academische Laufbahn aufgegeben, sowie der Werth seiner journalistischen Beschäftigung als Redacteur der Grenzboten liegen ebenfalls ausserhalb unserer Beurtheilung; das Leben Karl Mathys wird uns Gelegenheit geben wenigstens am Gegenstande seiner Bewunderung einen Massstab für Freytags darauf bezügliche Ueberzeugung zu gewinnen.

Den planvollen Fortschritt des Dichters zu verfolgen,

der mit den unvermeidlichen lyrischen Gedichten anfang — als er wie Bellmaus „noch schöner Wallungen fähig“ war — und mit den „Ahnen“ endigte, zu diesem Zwecke, nach durchaus gültiger Abrechnung mit der Gegenwart, als Gehülfin und Patronin die Vergangenheit seines Volkes sich erwählte und auf diese Weise der nationalste Schriftsteller des neueren Deutschlands wurde, das ist unsere heutige Aufgabe.

Freytag war in einer gedrückten und zerfahrenen Zeit zum Jüngling herangewachsen. Wo sich damals nur eine Spur des natürlichsten Freiheitsdranges in aller Bescheidenheit regte, ward solche vom Polizeistaate ängstlich beobachtet, der Schuldige gern ergriffen, leicht überführt und meistens über Gebühr bestraft. Daher zogen sich selbstständige Geister am liebsten in's Gebiet der Wissenschaft zurück, wo sich Freiheit und Wahrheit nicht so leicht beschränken liessen. So auch Freytag.

Mit dem Jahre 1840 aber und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. schien es in Preussen anders werden zu wollen. Der Sohn suchte so Manches, was unter des Vaters Regierung versehen war, wieder gut zu machen. Alle Welt glaubte aufathmen zu können. Bald zeigte es sich jedoch, dass man zu schnell und zu viel gehofft. Die Unzufriedenheit konnte kaum noch wachsen, aber die Wühlerei begann und die politische Dichtung erklang. Man bewunderte ihre schrillen Töne nicht, weil wirkliche Dichter in's Horn stiessen, sondern weil das Missvergnügen selbst edele Geister herabzog, sie der Mittelmässigkeit oder gar der Niedrigkeit zu nähern schien.

Freytag ist dieser Epidemie nicht anheim gefallen; doch hat er sich der Zeitströmung auch nicht ganz entziehen können. Er dachte so frei wie Einer. Aber ein Etwas warnte ihn vor jedem extremen Schritte. „Unsere Fanatiker,“ sagt er gelegentlich der Stellung Mathys zu Mazzini, „sind fast immer Menschen, denen ein auffälliger Mangel an Bildung und an Kenntniss des Lebens das Urtheil beschränkt; wenn sich unter uns eine stärkere Kraft in Schwärmerei, falscher Doctrin und masslosem Eifer verirrt, wird sie kräftig durch den

ruhig abwägenden Verstand und das Gemüth der Landsleute widerlegt.“

Freytag besass viel zu viel Verstand und Gemüth um sich gehen zu lassen. Ernstliches Gutmeinen mit seinem Volke, dessen Bedürfnisse er recht wohl erkannte, gewissenhafte Scheu vor aufregender Wirksamkeit, klare Einsicht, wie gefährlich es sei leichtfertig ein Volk in seinem Wahn zu bestärken, es zu entfesseln, behütete ihn, so dass er nicht in jugendlicher Uebereilung sich abnutzte wie so manche vielversprechende Zeitgenossen, sondern unversehrt einer reiferen Thätigkeit sich erhalten konnte. Auf die journalistische Bahn lenkt er erst 1848 ein, zu einer Zeit und in einem Alter, wo ihm dieselbe nicht mehr gefährlich, sondern eher eine heilsame Vorübung für eine höhere Aufgabe werden konnte.

Lange vor diesem Wendepunkte schon hatte er sich der lyrischen Muse ergeben, die „selten unter den Himmlischen fehlt, welche einem deutschen Redacteur nahen.“ Diese lyrischen Gedichte sind längst vergessen, wahrscheinlich weil sie es verdienten.

Dann folgten vier Schauspiele: 1841 die Brautfahrt, 1844 der Gelehrte, 1846 die Valentine und 1847 Graf Waldemar.

Gleich das erste dieser Stücke ist für Freytags Glauben an die Unverwüstlichkeit deutscher Art bezeichnend. Maximilians Brautwerbung um Maria von Burgund ist der Gegenstand. Der ritterliche deutsche Held überwindet in sorgloser Waghalsigkeit französische Hinterlist und Prahlerei, beide durch dieselbe unerschrockene Geradheit, welche Freytag auch später so gern und so liebenswürdig dargestellt hat. Ueberdies gewöhnen wir uns in diesem mit Gefahren manchmal recht ernst drohenden Lustspiel, dass Freytag mit Vorliebe dem Helden den Schalk zugesellt, der unter der Narrenmaske eine eben so tüchtige Natur verbirgt, wie sein Herr sie offen zur Schau trägt. Dieser treue Gehülfe ist stets mit einem unerschöpflichen Vorrath von Humor und Hingebung ausgestattet. Kunz von Rosen ist der Vorfahr wohlbekannter

Nachkommen: Sturm, Vater und Sohn in „Soll und Haben“, Herr und Frau Rollmaus in der „Verlorenen Handschrift“, mancher schalkhaft gezeichnete Sonderling in den Ahnen haben eine deutliche Familienähnlichkeit. Der Held „kann keinen einzigen dummen Streich machen, wo nicht der Narr sogleich mit beiden Händen zugreift, ihn zum Guten zu wenden.“ Es lebt in diesem Lustspiel, das sich auch auf der Bühne allenfalls sehen lassen darf, etwas von der frohen Zuversicht des Jahres 1840.

Die folgenden drei Stücke neigen sich mehr oder weniger zum Tragischen. „Der Gelehrte“ stellt uns vor, wie ein tief gebildeter und beschäftigter Archivar von seiner vornehmen Freundin, um deren Bildung er die grössten Verdienste hat, im Stich gelassen wird, trotzdem dass sie ihn liebt. Ihr Stand und äussere Vortheile schreiben ihr eine andere Wahl vor.

Dieses Trauerspiel in einem Acte — es wäre besser zu einem Romane ausgearbeitet, ja im Grunde hat sich die Hauptidee in „Soll und Haben“ wiederholt — dieses Trauerspiel führt den leidenden Helden „in das Volk“ zurück, aus dem er sich hervorgehoben hat; so dass der Dichter es mit dem tragischen Schlusse eigentlich nicht recht getroffen hat. Doch ist die auch sonst keineswegs gelungene Studie in anderer Hinsicht merkwürdig: wir begegnen hier zuerst dem Kampfe der Stände, welcher Freytag zeitweilig tief erregt und stets beschäftigt hat. Der Archivar Walter ist freilich seiner Leidenschaft noch so wenig Herr, dass er fast verzweifeln möchte; später aber werden Freytags bürgerliche Liebhaber vorsichtiger und genügsamer — Anton Wohlfahrt hat ohne Bitterkeit sich bescheiden gelernt.

Bereits in diesem dramatischen Entwurfe bewährt sich das unbefangene, lebensfrohe Naturell des Schlesiers, das sich selbst im schneidenden Schmerze zu keinem Uebermasse hinreissen lässt. Im Gegensatz zu der aufreibenden und zersetzenden Richtung westlicher und östlicher Nachbarn sucht Freytag, seines ästhetischen Zweckes eingedenk, sociale Fragen

stets durch eine Gemüthserschütterung zu lösen, welche, weil sie eine erfreuliche Krisis herbeiführt, auch immer wohlthuend wirkt. Das ist die Grundbedingung seiner Kunst im Drama wie im Roman. Aber auch dem ersten Journalisten begegnen wir in diesem Stücke; zwar ist der „Journalist Romberg“ nicht im Stande, den Archivar Walter zu seinem Berufe herüberzuziehen: „ich taue nicht zum Publicisten“ lässt Freytag seinen Helden sagen. Doch erfahren wir, was er von einem Solchen erwartet: „scharfen Blick und Muth, Gesinnung, Tact und Haltung“; auch steht das Ziel deutlich vor des Dichters Auge: „das Volk für freie Lebensformen zu erziehen“, und mit diesem Ziele wird es hier fast ernster genommen als in den „Journalisten“, wo persönliche Interessen selbst kleinlicher Art hineinspielen.

Die Valentine und Graf Waldemar sind Schauspiele von vollem Umfange. In noch unvollkommenem Umriss tritt aus beiden Stücken ein Typus hervor, welchen ich Ihnen am besten durch das Wesen Finks in „Soll und Haben“ andeuten kann. Ein junger Mann, der aber hier schon in das vierte Jahrzehnt eingegangen ist, hat eine für seine Jahre doch fast unglaubliche Lebenserfahrung hinter sich; sein leichtsinniges Wesen ist durch bedeutende Anlagen nur zu sehr begünstigt, durch einen unverwüstlichen Grund von Gutartigkeit nie eingeschränkt worden. So ist ein seltsames Gemisch von frivoler Verachtung alles dessen, was in den Augen vernünftiger Menschen Achtung verdient, und von ungeahnten Ueberresten einstiger Moral zu einer höchst blasirten, aber unerklärlich anziehenden Persönlichkeit vereinigt. „Eine edle Gestalt“; „er ist interessant“; „er ist bedeutend“; „ah, er ist gefährlich“, so beurtheilt den dreisten Eindringling eine sehr erfahrene Dame.

Freytag ist uns überall die Lösung des Räthsels schuldig geblieben, wie eine so unwahrscheinliche Verbindung hat zu Stande kommen können. Alle diese Charactere sind schon fertig, wenn wir sie erblicken; was von ihrem Werden episodisch erzählt wird, — gewöhnlich hat Amerika das Wunder

bewirkt — klingt zu beiläufig für das erstaunliche Resultat und gleicht mehr einer Entschuldigung des Dichters, dem wir denn ohne zu schauen schon glauben müssen. Seit Freytag historische Studien seinen Romanen zu Grunde gelegt hat, ist diese Menschenklasse bei ihm ausgestorben, wahrscheinlich, weil er dem Theil seiner Leser, welcher ein wenig geblendet sein wollte, hinreichende Zugeständnisse gemacht zu haben glaubte.

Im Uebrigen stellen diese beiden Schauspiele den Widerstreit dar, welchen solche halb übermüthige, halb lebenssattete Charactere mit einer hochherzigen oder unschuldigen Liebe zu bestehen haben; andere Verhältnisse fechten sie wenig an. Unwahrscheinlich ist das alles im Grafen Waldemar, der Möglichkeit bedeutend genähert und viel einfacher die Valentine; doch müsste dieser letztere Stoff tragisch abgeschlossen sein. Graf Waldemar wäre besser nicht veröffentlicht.

Ich habe kaum nöthig zu versichern, dass in all diesen Stücken schon eine edle Sprache nur gewählte, wohl lautende Sätze bildet. Freytag hat dieselbe auch später nie gegen die haschende, leichtfertige, zerfahrene Schreibweise des letzten Menschenalters vertauscht, wie er auch, obgleich seit langer Zeit nur noch Dichter, nicht alle Jahr den Büchermarkt mit einem oder zwei Romanen beschenkt hat. Der Gedankengang jener Schauspiele ist klar und bedeutend, so dass die übrige technische Kunst auf sicherer Grundlage ruht.

Die bisherige dilettantische Vorübung Freytags hat mit seinem Eintritt in die Redaction der „Grenzboten“ im Jahre 1848 ihr Ende erreicht. Von da an wird er ganz von der Arbeit für die stürmische Gegenwart in Anspruch genommen und was er Schönes schreibt, steht mitten in derselben oder leitet auf dieselbe hin.

Es folgen nämlich 1854 „die Journalisten“, 1855 „Soll und Haben“, 1859 „die Fabier“ und die ersten Theile der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, welche das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert behandelten, 1862 „die Technik des Dramas“, 1864 „die verlorene Handschrift“,

1866 die Umarbeitung der „Bilder“ in fünf Theilen, 1870 das Leben K. Mathys und seit 1872 die sechs Bände der „Ahnen“.

Während die Thatsachen jener ersten vier Schauspiele in sofern in der Luft schweben, als sie mit dem Ernst des Lebens wenig gemein haben und als freie Erfindungen — die Brautfahrt ausgenommen — eher eine bedenkliche Richtung des Dichters in Aussicht zu stellen schienen, lenkt Freytag von nun an in die Bahnen wirklichen Lebens ein; er sucht das Volk bei seiner Arbeit auf!

Als ein heiteres Vorspiel zu den beiden nächsten Romanen erscheinen „die Journalisten“. Es ist längst bemerkt worden, dass man alles Andere eher als ein Lustspiel und ein Lustspiel aus diesem Stoffe von Freytag erwartet hätte. Nicht als ob er für die belustigenden Intermezzos einer beschwerlichen Redactionsarbeit keinen Sinn hätte. Im Gegentheil versteht es Niemand besser als Freytag mitten in Beschwerden und Gefahren momentaner Sorglosigkeit und Lustigkeit Raum zu geben. Aber er neigt im Ganzen so sehr zu pathetischer Auffassung der gewichtigsten Probleme des menschlichen Lebens, dass er sonst nirgend ein ganz heiteres Bild hat entwerfen mögen, nur beiläufig retardirende Momente von humoristischem Gehalte sich erlaubt hat grösseren Erzählungen einzuflechten. Doch steckt hinter der komischen Maske in diesem Falle eine bedeutende Absicht. Nicht zur Verherrlichung liberaler Zeitungsschreiber, sondern zur Entlarvung der unedeln Motive und heuchlerischen Mittel ihrer Gegner ist das Stück geschrieben. Abneigung gegen das dunkle und doch leicht durchschaute Treiben der Reaction soll der Erfolg des Stückes sein. Gerade in jener Zeit spielten sich ärgerliche Scenen in der Redaction eines reactionären Blattes ab, von denen man genug erfuhr um die allgemeinen Züge der „Journalisten“ deutlich beziehen zu können. Das war der eine Grund, weshalb sie Beifall fanden und selbst dann gefunden hätten, wenn sie weniger absoluten Werth besässen. Nun sind sie aber so viel vollkommener

angelegt zu dramatischer Wirkung, dass sich aus den früheren Stücken nur Einzelheiten vergleichen lassen. Da sind vor Allem die gesinnungstüchtigen Redacteurs aus dem „Gelehrten“, da ist der Eine derselben ganz ein solcher Leichtfuß wie die Helden der „Valentine“ und des „Grafen Waldemar“, da ist endlich der Widerstreit der Stände wie in allen dreien.

Grade die absichtliche Flüchtigkeit, mit welcher die politische Situation obenhin angedeutet wird, erhält das Stück auch für die Zukunft jung und zugkräftig. An der persönlichen Tüchtigkeit und der politischen Wichtigkeit eines Redacteurs kann sich Vieles ändern, der peinliche Conflict zwischen Ueberzeugung und Liebe kann sich stets wiederholen. Ebenso allzeit wirksam ist die gewandte Art, wie derselbe durchgekämpft wird.

Trotzdem ist das Stück nicht, wie man gewollt hat, mit Lessings Minna von Barnhelm zu vergleichen. Vergewegen Sie sich die einfachsten Züge des Dramas: Professor Oldendorf liebt Ida, die Tochter des Obersten Berg, bei dem er bisher ein gerngesehener Gast gewesen ist, wenn die Männer auch in ihren politischen Ueberzeugungen keineswegs übereinstimmten. Ida erwiedert diese Liebe. Nun hat aber Oldendorf die Leitung eines freisinnigen Blattes übernommen; der Oberst dagegen wird von der Gegenpartei beredet für die conservative Zeitung der Stadt zu schreiben. Der erste Artikel gleich wird von den Liberalen, die den Verfasser nicht kennen, hart mitgenommen. Der Oberst ist empört und Oldendorfs Stellung in seinem Hause erschüttert. Der verzweifelnden Ida erscheint eine Bundesgenossin in ihrer Freundin Adelheid, der Tochter des Generals, welche seit des Vaters Tode dessen Gut verwaltet hat und in die Stadt gekommen ist einen Jugendfreund aufzusuchen, von dem, einem Bürgerlichen, ihr Vater sie vor Jahren in harter Weise getrennt hat. Adelheid nimmt dem Oberst das Versprechen ab, dass er Ida dem Professor in dem Augenblicke geben werde, wo sie selbst einen Mann wähle.

Aber der Himmel trübt sich noch mehr, da Oldendorf als liberaler Landtagscandidat aufzutreten nicht umhin kann, die Gegenpartei aber den Obersten entgegenstellt. Auf einem von Letzterer veranstalteten Ball haben sich aber auch Liberale Zutritt zu verschaffen gewusst, ihnen voran der Jugendfreund Adelheids, Oldendorfs Mitredacteur Conrad Bolz, die Seele der nun folgenden Scenen.

Er weiss es durch dreiste Ueberrumpelung dahin zu bringen, dass der anwesende Weinhändler Piepenbrink, der über die ausschlaggebenden Stimmen verfügt, am Wahltage für Oldendorf einzutreten verspricht. Piepenbrink hält Wort, Oldendorf wird gewählt und verliert alle Aussicht Ida zu erobern. Da verräth ein übles Subject von Zeitungsschreiber, das von der conservativen Redaction, bei der es beschäftigt war, bisher schlecht behandelt wird, deren Geheimnisse der natürlich liberal gesinnten Adelheid, welche es dem Oberst beizubringen versteht, dass ihn seine angeblichen Gesinnungsgenossen zum Narren gehalten; die Beweise werden ihm in lästerlichen Briefen vorgelegt. Da nun Adelheid überdies die Gelegenheit benutzt, sich des Eigenthumsrechtes an der liberalen Zeitung und ihres Konrad Bolz zu bemächtigen, so endigt Alles zu voller Zufriedenheit.

Es ist kein Lustspiel ersten Ranges, weil die Hauptmotive zu wenig klar begründet sind. Woher kommt das anfängliche gute Vernehmen zwischen dem Obersten und dem Professor? Wie hat der Oberst Oldendorfs Annäherung an seine Tochter ruhig mit angesehen? Was für ein halber Zustand ist es, dass ohne vorangegangene Verlobung Oldendorf Ansprüche an Ida hat? Wie kommt Adelheid zu dem Entschlusse den Jugendfreund aufzusuchen um ihn durchaus zu heirathen? Wie kommt sie gar zu der voreiligen Wette?

Alle diese Fragen kann man sich aus gelegentlichen Winken nur unvollkommen beantworten. Nichts der Art bei Lessing. Da ist Alles über allem Zweifel erhaben, durchsichtig und wohlbegründet. Die Hauptsache aber ist: Bei Lessing streiten Liebe und Ehre, Pflicht gegen Pflicht, bei Freytag

dagegen kämpft die Liebe mit dem Widerstande politischer Ueberzeugung, einer dem Wechsel unterworfenen und auch wohl dem Eigensinn oder der Verblendung anheimfallenden Stimmung. Jenen Streit weiss Lessing trefflich zu lösen; beide Pflichten gelangen zu ihrem Rechte, beide werden vollauf befriedigt. Freytag verschafft allerdings gleichfalls beiden einen gewissen Sieg, aber er bedient sich dazu verächtlicher Mittel. Ist es nicht bedenklich, dass Conrad Bolz sein Talent als „Hanswurst“ dem ehrlichen Piepenbrink gegenüber spielen lassen muss um der politischen Gesinnung das Uebergewicht zu geben? Ist es nicht gar schlimm, dass der Oberst durch Verrath wenig schmeichelhafte Aeusserungen seiner bisherigen Freunde erfahren muss, damit er der Liebe keine weiteren Hindernisse in den Weg lege? Diese Liebe selbst hat keinen Finger gerührt sich selbst zu helfen. So zweifelhafte Mittel können nie und nimmer einen vollkommen befriedigenden Erfolg haben.

Als Episode eines Romans hätte Freytag den an sich ansprechenden, gefälligen Plan ausführen sollen mit der Breite, welche nöthig war um den Obersten und den Professor, besonders aber Adelheid in unsern Augen zu rechtfertigen. Julian Schmidt hat durchaus Recht: Freytags Richtung ist episch, nicht dramatisch. Dem Romanschriftsteller ist es zu Gute gekommen, dass dem Dramatiker die Fähigkeit abgeht scharf, kurz und unverkennbar zu skizziren. Von Lessing dagegen durften seine Zeitgenossen keinen Roman erwarten, er wäre an eben dieser Fähigkeit gescheitert.

Mit einem Worte: „die Journalisten“ sind ein erfreuliches und wirksames Genrebild, dessen Details man nur nicht zu nahe betrachten darf. Dagegen aber hält der Roman „Soll und Haben“ dem durchdringenden Blick der strengsten Beurtheilung Stand. Zwar die lautesten Kritiker der fünfziger Jahre, welche ihr social-politisches Steckenpferd für das einzige Streitross ansehen, auf dem ein vernünftiger Recensent einhertraben könne, haben daran viel auszusetzen gefunden. Aber alle diese Ausstellungen sind ebensoviele Lobes-

erhebungen; namentlich der Vorwurf, dass der Roman zu wenig gesinnungstüchtig sei. Grade dieser Umstand hat ihn herübergerettet aus der nebligen Vergänglichkeit, deren Typus Gutzkows Ritter vom Geiste sind, in die reine Atmosphäre der Unsterblichkeit. Hier ist alles schöne Wirklichkeit, wirkliche Schönheit. Der individuelle Geschmack wird an dieser oder jener Gestalt, dieser oder jener Entwicklung mehr Gefallen finden; einem gesunden Sinne muss endlich das Ganze gefallen, wie es ist. Die Anerkennung und Dankbarkeit des Publikums lässt sich dann auch in stattlichen Ziffern ausdrücken: Soll und Haben ist in der fünfundzwanzigsten Auflage erschienen.

Freytag hat diese Reinheit und Unabhängigkeit der Sprache, diese Kraft und Zartheit der Schilderung, diese handgreifliche Plastik nicht wieder erreicht. Es ist eine gewisse Genugthuung für ihn, dass auch sonst Niemand dieselbe seitdem hat erreichen können. Selbst die Genrebilder, vielgerühmte Lieblingsruheplätze des Dichters, verhalten sich weit bescheidener und gefügiger zum Ganzen als in den späteren Romanen.

Sonderbarerweise hat man noch im Zweifel gefragt: ob Anton Wohlfahrt mit seiner Verständigkeit etwa der Typus gedeihlicher Zukunft, das wahre Ideal des Dichters sein solle. Von Finks lockerem Wesen bezaubert glauben wohl noch jetzt arglose Leser den einfachen Calculatorsohn übersehen zu können. Freytag hat sich diesen äusserlich allerdings unscheinbareren Liebling aus dem Volke geholt, denn „was die Herzen erwärmt, den Geist erhellt, muss man aus dem Volke holen.“ Wer wird vor unseren Augen aus einem kindlich schwärmenden, respectvoll staunenden Jüngling ein warm empfindender, zuverlässiger, wackerer Mann, der mit besonnenem Geiste endlich das Lebensglück zu ergreifen weiss, dessen er würdig ist? Ja wem verdankt selbst Fink den besten Gewinn seines Lebens, den Besitz Leonorens? Wenn Anton Wohlfahrt nichts weiter für sich hätte als seine harmonische Naturanlage. er wäre dadurch allein schon Fink

überlegen an poetischem Gehalt. Aber er hat auch den Vortheil, dass wir ihn Schritt für Schritt durch den Irrthum hindurch dringen sehen zu sittlicher Vollendung, während Fink's zweideutige Natur wie ein Irrlicht Jenen häufig auf Abwege lockt, von denen derselbe sich dann mit rechtzeitiger Entschlossenheit immer selbst auf festes Land retten muss. Ja die einzige Mission, wozu Fink im alten Europa taugt, die Colonisirung einer sarmatischen Oede wird ihm von Anton zugewiesen. Diesen aber führt seine ideale Denkart in den soliden Kreis zurück, der seine eigentliche Heimath war.

Was will dieser Roman? Er will uns lehren, dass das Leben dem Ehrlichen ein Kampf ist, in welchem er siegen wird; dem Leichtfertigen ein verächtliches Spiel, das er so lange zu beherrschen meint, bis er sich unerwartet fügen muss; dem mittelmässigen Geiste eine stete Mahnung an seine Beschränktheit; dem Unehrliehen endlich ein Zauberspek, der ihn fieberhaft erregt, an sich reisst und dann in bodenlose Tiefe zieht. Das zeigt er uns in schönster Form und so verbindet er alle Geschmacksvorzüge mit der edelsten sittlichen Wahrheit.

Mit den nun folgenden „Fabiern“ begiebt sich Freytag auf ein Gebiet, das er sich Schritt vor Schritt erst erobern muss, wie er sich das Terrain von „Soll und Haben“ erkämpft hat. Die „Fabier“ sind eine Vorübung zu den „Ahnem“, wie „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ zu „Soll und Haben“. Durch alle diese Dichtungen geht der eine gemeinsame Faden des socialen Lebenskampfes, der mit grösserem oder geringerem Aufwande von Kraft und Würde ausgefochten wird. Diese zweite Gruppe unterscheidet sich dadurch, dass der Dichter sie in die Vergangenheit rückt.

Freytag wählt im Augenblicke zum Hintergrund die römische Welt, welche er später nur noch als Piedestal einer germanischen Denksäule benutzt. Die römischen Geschichtsschreiber liefern ihm die ersten Motive zum Trauerspiel wie zum Roman; aus Livius entspringen die „Fabier“, aus dem Suchen nach Tacitus geht „Die verlorene Handschrift“ her-

vor — es war, wie wir sehen werden, in Wirklichkeit eine Handschrift des Livius, nach der man lüstern war; Freytag wählte aber den Tacitus als „den Mann, der das Tüchtige der Germanennatur so warm im Herzen trug“; auf Tacitus gründen sich die „Bilder“ in ihrer neuen Gestalt und sonach auch die „Ahnen.“

Die „Fabier“ haben sich auf der Bühne nicht halten können. Der Inhalt hat dies nur zum Theil verschuldet.

Das römische Adelsgeschlecht der Fabier, an deren Spitze der Consul Kaeso steht, ist empört über den demagogischen Einfluss des Volkstribunen Sicanius; Marcus, der leidenschaftliche Sohn des Consuls, ermordet den Tribunen, welchen man auf dem Verkehr mit dem Landesfeind ertappt hat; der Vater hat nun von Amtswegen die Pflicht, den Sohn am Leben zu strafen, das Geschlecht aber verweigert die Auslieferung des Mörders. Auch der Vater sträubt sich als Aristokrat dagegen und so beschliesst er zur Sühne das ganze Geschlecht gegen den Landesfeind in den Tod zu führen. Neben dieser rein tragischen Haupthandlung her geht aber die Nebenrolle des mit den Fabiern befreundeten Volksmannes Spurius Icilius, der seinen Sohn nicht davor behüten kann, mit den Fabiern — Vater und Sohn sind ihnen persönlich sehr ergeben — in den Tod zu gehen, weil dieser aussichtslos des Consuls Tochter liebt. Ihrer Gegenliebe gewiss, will er das Schicksal ihres Hauses theilen. Der Fall der Fabier, von welchem nur der jüngste Spross erhalten bleibt, ebnet dann dem Spurius Icilius, welcher an des Sicanius Stelle zum Volkstribunen gewählt ist, den Weg zur Aussöhnung der verfeindeten Stände und zum Frieden mit den Vejentern.

Freilich sind das Kämpfe, wie die römische Geschichte deren viele zu verzeichnen hatte; Freytag hat der historischen Wahrscheinlichkeit eher zu viel eingeräumt. Aber die Beziehung auf die Gegenwart liegt so klar am Tage und im Nebenwerk ist so Vieles von heutigem Datum, dass nicht recht ersichtlich ist, warum Freytag nicht die ganze Handlung in das Jahrzehnt 1849—59 versetzt hat, aus welchem doch

die psychologischen Erfahrungen des Dichters stammen. Er hätte das von Lessing lernen können, welcher nach dem ersten Beginn seine Virginia wohlweislich aufgab, um den Grundgedanken der römischen Sage in der modernen Gestalt der Emilia Galotti zu verkörpern. Wenn das historische Schauspiel so weit abliegende Zeiten darstellt, stösst es auf erheblichere Gefahren, als der entsprechende Roman. Der dramatische Dichter muss, das beanspruchen wir trotz Shakespeare, die allgemein menschlichen Zustände und Verwicklungen mit dem alterthümlichen Gewande längst vergangener Zeiten bekleiden, dessen Schnitt nicht immer gelingt. Gesetzt aber, die Phantasie des Dichters hat Spielraum genug, in alter Form die ewig sich gleichbleibende Menschennatur an uns vorüber zu führen — das wird, je weiter zurück, desto schwieriger — so läuft das Ganze doch Gefahr, für kalt und fremd zu gelten. Goethe hat diese Erfahrung selbst mit seiner Iphigenie gemacht. Erst die Nachwelt hat sie anerkannt.

Es giebt nur ein Gebiet, auf welchem das historische Schauspiel gedeihen kann, selbst wenn der Verfasser nicht ein Dramatiker ersten Ranges ist, das ist die vaterländische Sage und Geschichte. Freilich Selbstherrscher im Reiche der dramatischen Dichtkunst, wie Shakespeare, können sich Alles erlauben, weil ihnen Alles gelingt. Aber Lessing schon giebt uns ein Beispiel, dass man auf Shakespeares Autorität hin die Theorie erweitern kann und es doch vorziehen mag, in der Praxis sich zu beschränken.

Indem Freytag sich also des Vorthails begiebt, die im Drama wirkenden Motive in die Gegenwart zu verlegen, neigt er in der Ausdrucksweise sichtlich zu der gedrungenen Form, welche in den ersten Erzählungen der „Ahnen“ sich allerdings viele Freunde gewonnen, aber doch auch Gegner zugezogen hat. Besonders wenn der Sprechende durch heftige Erregung zur Kürze gezwungen wird, ist ein gewaltsames Zerren und Zucken im Ausdruck bemerkbar, so dass er zu einer andeutenden, herumtastenden Sprache wird. Auch die

Verse, welche übrigens viel richtiger gebaut sind als im „Gelehrten“, tragen zur Wucht der Rede bei. Alles in Allem ist die edle Haltung der „Fabier“ geeignet, immer wieder zum Lesen einzuladen; man begreift aber, dass die Schauspieler das Stück wegen seiner anstrengenden Sprache verabscheuen und den Zuschauern und Zuhörern die Aufgabe, das Stück zu verstehen, gewiss nicht erleichtern mögen.

Ein halbes Jahr nach den „Fabiern“ erschien der erste Theil der ursprünglichen „Bilder“, die Darstellung deutschen Lebens im sechszehnten Jahrhundert. In der Widmung an den Freund und Verleger Salomon Hirzel stehen die folgenden Worte: „Durch solche Aufzeichnungen aus alter Zeit, in denen Privatleben und Seelenbewegung des Schreibenden sichtbar wird, tritt oft in helles Licht, was in unseren politischen Geschichten bis jetzt nur gelegentliche Beachtung gefunden hat.“ Wir sollen in der Seele des Volkes lesen, da wir bisher uns nur zu oft auf die äusseren Züge verlassen haben. Waren schon die „Fabier“ ein Versuch, die Berichte ältester Zeit zu einem rund hervortretenden Bilde auszuarbeiten, worin sich die Gegenwart wieder erkennen soll, so wurden die „Ahnen“, deren historischer Boden uns immer näher rückt, viel lebendigere, ansprechendere Gruppen, hervorgegangen aus der Werkstatt der Geschichtsforschung.

Der erste Band der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ enthält zunächst als Einleitung einen Rückblick auf die Culturzustände von drei-, zwei- und einhundert Jahren. Hier kommt der historischen Erkenntniss die Darstellungs-gabe des epischen Dichters zu Statten. Weit entfernt von dem Wesen gewöhnlicher Einleitungen, ist sie ein Meisterwerk, das seinen besonderen Werth hat. Wohl möglich, dass man, wie Julian Schmidt versichert, diese Einleitung für sehr vornehm gehalten hat. Sie beansprucht mehr als das übrige Werk lebendige Thätigkeit des Geistes und der Phantasie. Dadurch mochten bescheidene Leser wohl in ihren Erwartungen gestört werden. Aber für die mühsame Arbeit konnte sie der herrliche Text des eigentlichen Buches ent-

schädigen. Den versteht Jeder. Was die Kenner jener Literatur bis dahin im Stillen genossen hatten, oder was sie nicht im Stande gewesen waren, in weiteren Kreisen als ansprechende, bildende Lectüre zu verbreiten, das hat Freytag in diesem ersten Theile der ursprünglichen „Bilder“, heute noch dem werthvollsten, meisterhaft zu einem geschmackvollen Ganzen verbunden.

Er hat sich die Selbstbekenntnisse in Briefen und Tagebüchern, woran jene Zeit bekanntlich reich ist, ausgewählt. Aus ihnen bildet er, vom Einzelnen mit grossem Tact auf's Ganze und Allgemeine schliessend, ein Mosaikgemälde, dessen Fugen er kunstvoll zu verdecken weiss.

Luthers Persönlichkeit ist nirgends in klarerer und würdigerer Weise gepriesen worden. Des Reformators „tapfere, fromme, ehrliche Innerlichkeit, an der wir alle noch jetzt Theil haben,“ leuchtet ebensowohl aus dem schlichten Berichte Johann Kesslers, wie aus des Verfassers eigener Skizze hervor, dass wir staunend und hingerissen Luthers „Wahrhaftigkeit, beharrlichen Willen, treuherziges Verständniss und umsichtige Behandlung der Menschen und Geschäfte“ bewundern.

Doch auch hier, wie in den meisten Schauspielen und Romanen, drängt sich der biedere Schalk dicht an den grossen Mann. Zu den besten Theilen des Buches gehört die Zusammenstellung der drei Ritter Götz von Berlichingen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, Hans von Schweinichen. Letzteren namentlich, seinen Landsmann, das Musterstück eines gesunkenen Standes und einer entarteten Zeit, hat Freytag mit sichtlichem Wohlwollen characterisirt, wie er es verdient. „Dieser närrische Kauz ist vom Kopf bis zum Fuss ein deutscher Schlesier.“ „Bei der grössten Nachsicht wird man in seiner Biographie einige bedenkliche Stellen finden, welche seine Rechnung im Himmel schlechter gestellt haben müssen, als er in seiner Genügsamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Deutschen Ordnungssinn und das methodische Wesen hatte er nicht verloren.“ Dieser ganze

Abschnitt ist in seiner Art ein Prachtstück humoristischer Anerkennung.

So glänzend beginnt ein Werk, für welches die Nation ihrem Freunde nicht genug danken kann; so eröffnet sich uns: „der belehrende Einblick in die allmähliche Entwicklung der deutschen Volksseele.“

Den Mittelpunkt des zweiten Theiles der „Bilder“ gewährt der dreissigjährige Krieg mit dem westphälischen Frieden, dessen Folgen wir auf hundert Jahre hinaus überblicken. Auch hier ergreifende Selbstschilderungen einer traurigen Zeit, stets zu beredten Zeugnissen erhoben durch die Einsicht und Umsicht des Dichters. Denn der Hauptvorzug dieser Bilder besteht darin, dass der Verfasser sich durch die widerwärtige Zerfahrenheit und das allgemeine Elend der Zeit nicht zu Jammern und Klagen hinreissen lässt, sondern mit zuversichtlicher Vorliebe die oft stark verwischten Spuren eines besseren Gehaltes aus der Verkümmernng hervorsucht. Er schildert einen Krankheitsprocess mit der zärtlichen Theilnahme, welche die tröstliche Aussicht auf Genesung eingegeben hat und nährt. Das verleiht der Schilderung auch der verzweifeltsten Lage einen warmen Ton, das macht das düstere Gemälde schön ohne der Wahrheit Abbruch zu thun.

Mit der „Technik des Dramas“ hat Freytag, wie es scheint, von der dramatischen Thätigkeit vorläufig Abschied genommen. Sie wird als die beste Theorie dieser poetischen Gattung anerkannt und hochgeschätzt.

Die Vorgeschichte der „Verlorenen Handschrift“ kennen wir aus dem Leben Moritz Haupt's. Dort hat Freytag selbst darüber berichtet. Moritz Haupt hatte ihn seiner Zeit schon zum ersten Roman aufgefordert. „Als wir einmal zu Leipzig noch vor seiner Berufung nach Berlin (1853) allein mit einander an einem kühlen Orte sassen, offenbarte er mir bei der zweiten Flasche im höchsten Vertrauen, dass in irgend einer westphälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer alten Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, dass darunter noch eine Handschrift verlorener

Dekaden des Livius stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann, wie er in Erfahrung gebracht habe. Darauf machte ich ihm den Vorschlag, dass wir zusammen nach dem geheimnissvollen Hause reisen und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfall exmittiren wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meinen dramatischen Qualitäten einiges Zutrauen hatte und wohl wusste, dass ich ihm in der Bereitung von Bowlen und anderen Verführungskünsten über war, so war er damit einverstanden und wir kosteten das Vergnügen, den Livius für die Mitwelt dicker zu machen, als er ohnedies schon ist, recht gewissenhaft und fröhlich durch. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene projectirte Fahrt hat zu der Handlung des Romans beigesteuert. Sonst hat Haupt zu den Situationen der Erzählung nirgend beigetragen, er hat keinen Knips und keinen Fürsten zerknirscht und die liebeswerthen Frauen, welche Licht in sein Hausleben trugen, hatten nichts mit Frau Ilse zu schaffen.“

Trotz dieser ausdrücklichen Versicherung des Verfassers hat Felix Werner doch „soviel von Haupt's Art und Weise, als ein Poet von dem Wesen eines wirklichen Menschen aufnehmen darf“; und so beziehen wir die Worte Freytags, welche 1871 an Haupt über ihr gegenseitiges Verhältniss geschrieben wurden: „es ist immer hübsch, wenn ein so hochgeehrter Mann, Kuirassier der Wissenschaft, mit einem leichten Schützen so zutraulich Arm in Arm geht“, unbedenklich auf das Zusammenhalten und Zusammenwirken Felix Werners mit seinem Freunde Fritz Hahn.

Während „Soll und Haben“ die Culturfragen des Handels und Ackerbaus zu lösen versucht, führt uns „die verlorene Handschrift“ in das Getriebe der Wissenschaft und des Hofes. Kühner und geistreicher gestalten sich hier die Probleme, thatkräftiger, empfindlicher und durchtriebener die Charactere, ergreifender, aber auch anfechtbarer die Katastrophen.

Julian Schmidt giebt uns Aufschluss, warum Freytag dem feindlichen Verhältniss der Fabrikanten und gewissen

Universitätsvorkommnissen so breiten Raum zugestanden hat: „Speihahn und Breihahn und die Hutmacherwohnung am Eingang des Rosenthals, in welcher ich in den Jahren 1848 und 1849 mit Freytag zusammen wohnte“ sind Copien Leipziger Wirklichkeit. „Freytag wollte Typen geben, dazu benutzte er einzelne Züge aus dem Treiben der Universitäten überhaupt wie aus der Physiognomie einzelner Bekannten.“

Diese äussere Wahrheit ist nun zur innern geworden durch die kräftige Beherrschung des geistigen Gebietes, dem der Verfasser angehörte. „Je öfter man „die verlorene Handschrift“ ansieht, desto mehr bewundert man die Feinheit, mit welcher der Dichter ohne doctrinär oder pedantisch zu werden nicht blos die Technik des Arbeitens aufweist, sondern den geistigen Inhalt der Arbeit selbst.“

Aber dieser hochfliegende Gedankenschwung hat auch seine Gefahren. Heftiger Eifer treibt den allzu arglosen Helden auf die abschüssige Bahn der Hofgunst und der Hofintrigue. Um ein Haar büsst er das Liebste und Werthvollste ein, was ihm dieser selbe Eifer gewonnen hat, Lebensglück und Ehre seiner Frau. So weit ist Alles von unbestreitbarer Grösse und Schönheit. Aber die gewaltsame Spannung im Wesen des Fürsten ist mit Recht unmodern genannt worden; da nun der Ausgang des Romans von der Geisteszerrüttung des Duodezbildes römischer Despoten abhängig gemacht wird, so hinterlässt dieser Schluss banges Staunen und bedenkliche Zweifel.

Felix Werner ist als „Mann der Zukunft“ ebenso ernst mit seiner Aufgabe beschäftigt wie Anton Wohlfahrt. Derselbe Idealismus, dasselbe Gemüthsleben; es sind Kinder Eines Volkes, es sind Kinder des Menschengeschlechts. Jenen belebt die Poesie des Weltverkehrs, diesen die Poesie der Wissenschaft. Sie verfolgen ihren Lebensweg mit gleichem Verluste und gleichem Gewinn.

Die Umarbeitung der „Bilder“ ward im Jahre 1866 vollendet, aufgehoben durch die Erregung des böhmischen Feldzuges. Freytag hebt es dankbar hervor — in der neuen

Widmung an Hirzel — dass ihm „das Glück wurde, zu erleben, was die Beschäftigung mit deutscher Vergangenheit zu einer frohen Arbeit macht“; denn er hat den ersten Schritt zur einheitlichen Gestaltung Deutschlands mit angesehen. „Im zwanzigsten Menschenalter gewinnen die Deutschen durch Preussen und die Siege der Hohenzollern zurück, was Vielen so fremd geworden ist wie Völkerwanderung und Kreuzzüge: ihren Staat.“

Der Inhalt dieser Umarbeitung der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ erstreckt sich über fast zwanzig Jahrhunderte. In fünf Bänden folgen wir dem Verlauf der Culturentwicklung Deutscher und Deutschlands von den ältesten Nachrichten bis über die Freiheitskriege hinaus an die Schwelle der Gegenwart. Den Schluss bildet die Erzählung Karl Mathys, der damals noch lebte und seine letzte Kraft an den Aufbau Deutschlands setzte, von seiner Laufbahn als Dorfschulmeister in der Schweiz. Eben dieser Ausgang der „Bilder“ veranlasst mich, um nicht den engen Zusammenhang zwischen ihnen und den „Ahnen“ zu zerreißen, die Betrachtung von „Karl Mathy, Geschichte seines Lebens“, erschienen 1870, hier einzuschalten.

„Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.“

Es war eine Freundespflicht Freytags, dem Dasein und Wirken eines echten Patrioten, der für sein Volk fast auf allen Stufen menschlicher Thätigkeit gearbeitet hatte und in Sorgen um das Ergebniss hingeschieden war, Dauer zu verleihen. Gleichheit des politischen Standpunktes wie der journalistischen Thätigkeit, welche beiden Männern nur „ein Durchgang im normalen Leben“ gewesen war, machte ihm die Abfassung dieser Biographie zum Bedürfniss. Besonders aber unterstützte ihn dabei der fast romanhafte Verlauf von Mathys äusseren Lebensschicksalen. „Vom Jahre 1830 bis zur Gegenwart hat Mathy als Journalist, Volkslehrer, Abgeordneter, Leiter grosser Geschäfte und als Staatsmann seine

Kraft für Andere gerade immer in den Thätigkeiten verwerthet, welche nach dem Zuge der Zeit obenan standen.“

Vielfach ein Idyll, öfter fast eine Tragödie erscheint dieses ergreifende Lebensbild; es ist diejenige Leistung Freytags, in welcher seine publicistische, historische und epische Befähigung am glücklichsten zusammenwirkt. Aus einem Gusse steht des Mannes wechselvolles Geschick vor uns da, ein patriotisches Monument in Worten, unstreitig das bedeutendste des Jahres 1870, ein Vorbote der nächsten Zukunft. Alle socialen und politischen Fragen der Gegenwart hat Karl Mathy durchzuprobieren, durchzudenken und nach Kräften practisch durchzuführen gehabt. Und doch hat neben diesem ernstesten Grundzuge der Biographie auch der wohlbekanntes Humor Freytags manch stilles Plätzchen gefunden; die Schilderung des Waldmannes, der sich im Jura, als wäre es ein herrenloser Strich des fernen Westens, eigenmächtig angesiedelt hatte und nur um zu sterben wieder unter Menschen ging, ist die gelungenste Probe.

Und nun wenden wir uns zu Freytags eigentlicher Lebensaufgabe, den beiden Werken, welchen er verschiedene Namen, aber denselben Endzweck gegeben. Es sind die fünf Bände der umgearbeiteten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und die sechs Bände der „Ahnen“, welche in acht Erzählungen zehn Helden darstellen.

Der erste Band der Bilder umfasst die älteste Zeit bis 1200. Neben ihm stellen sich als lebendige Umrisse die drei ersten Erzählungen der „Ahnen“: „Ingo“, „Ingraban“, das Nest der Zaunkönige.“

Der zweite Band behandelt das spätere Mittelalter; von den Ahnen stehen ihm anfangs „die Brüder des deutschen Hauses“ zur Seite.

Der dritte Theil der Bilder, die Reformationszeit enthaltend, fällt mit „Marcus König“ zusammen.

An den vierten Band, welcher das 17. Jahrhundert schildert, schliesst sich „der Rittmeister von Alt-Rosen.“

Für den fünften Band endlich, „Aus neuer Zeit“, bleiben

die letzten beiden Erzählungen der „Ahnen“ übrig: „Der Freikorporal bei Markgraf-Albrecht“ und „Aus einer kleinen Stadt.“

Ueber den Werth und die Bedeutung der so erweiterten „Bilder“ können wir keinen Augenblick in Zweifel sein. Sie bieten nun ein vollständiges Bild der gesammten deutschen Vergangenheit. Der Verfasser hat auch in den beiden ersten, fast ganz neu zugekommenen Theilen die Heerstrasse der sogenannten allgemeinen Geschichte vermieden. Er geht den weit unterhaltenderen Weg durch Feld und Wiese, über die Haide und durch die Gehöfte, wo es auch wohl Zäune zu übersteigen giebt. Auf diesem seltener betretenen Wege entgegen ihm allerdings die hergebrachten Aus- und Ansichten; er sieht sie nur von Weitem liegen, aber er weiss sie recht wohl zu beurtheilen. Lieber aber sind ihm die abgelegenen Winkel, in welche sich das Gemüth und der gesunde Sinn genügsamer Menschen gern zurückzieht. Er verdenkt es Niemandem, wenn er die Heerstrasse wandert, welche für den grossen Verkehr ohnedies unentbehrlich ist.

Wenn ein Historiker in weitesten Kreisen populär werden will, ist dieses Verfahren gewiss sehr angemessen. Ich brauche nicht zu versichern, dass die Darstellungsweise von der früheren Kraft und Freiheit nichts vermissen lässt. Jeder Theil hat seine Glanzpunkte, so dass auch hier eine künstlerische Anordnung zu Tage tritt. Allerdings hat die „vornehme Sprache“, welche an der Einleitung bemerkt wurde, nichts von ihrem Anspruch verloren. Zum Denken und Empfinden wird der Leser nicht eingeladen, sondern fast gezwungen. Diese „Bilder“ bilden eine Nationalgallerie für sich; jedes folgende wird bedeutender, weiter der Rahmen, tiefer die Perspective, lebendiger die Farben, deutlicher und bekannter die Staffage und die Personen. Es sind die Thaten und Gesinnungen aller bisherigen Generationen in charakteristischer Gruppierung, in ausgeprägter Stellung und sprechender Aehnlichkeit gemalt.

Aber Freytag liess es nicht bei diesen historischen Gemälden bewenden. Zur Seite derselben hat er eine Reihe

von plastischen Werken aufgestellt, Statuen von charakteristischer Aehnlichkeit und individueller Verschiedenheit. Es sind die „Ahnen.“

Wie in den „Bildern“, hat Freytag auch in dem Romane „Die Ahnen“ nicht die grössten Gestalten der deutschen Geschichte in den Vordergrund gestellt. Von keinem Einzigen aus der ganzen Ahnenreihe berichtet die Geschichte. Und doch haben die Helden alle, von Ingo bis auf Victor König an der Geschichte des deutschen Volkes wacker und erfolgreich mitgewirkt. Die Grundzüge ihres Wesens, auf welchen die innere Familienähnlichkeit beruht — von einer äusseren ist fast nicht die Rede — bedingen mit gleichartiger Wirkung wenn auch in mannigfaltiger Gestalt, die Geschichte des deutschen Volkes: sie heissen aufrichtige Wahrheit, herzliche Liebe und unwandelbare Treue. Kein Wunder, dass man diese Familienzüge nicht gleich an allen Charakterköpfen, wie sie aus des Bildhauers Werkstatt nach und nach hervorgingen, bemerkt hat. Man betrachtete nur den Einzelnen und wartete rathlos auf die, welche noch kommen sollten.

Nun wir sie in einem Zuge überfliegen, fast mit einem Blicke vergleichen können, gestehen wir, dass sie eines Geschlechtes Abkömmlinge sind. Und doch hat der Künstler einem Jeden seine individuelle Sondernatur gewahrt. Von dem selbstständigen Trotze der alten Heldenzeit, bis zu der harmlosen Existenz der Gegenwart trägt jede Gestalt das Gewand und die Züge, die ihr zukommen.

Nach wohlüberlegtem Plane hat Freytag „diese Nachkommen desselben Stammvaters“ in typischen Formen auftreten lassen. „Es ist ein Geschlecht von Kämpfern, deren jeder sein Blut und Gut einzusetzen bereit ist für das Wohl der Seinen, seiner Stammes- und Glaubensgenossen. Sie haben gekämpft mit den rohen Waffen der Barbarei, mit Wurfspiess und Speer, mit dem Schwerte des Ritters, mit dem erworbenen Gute, mit dem Worte Gottes; sie kämpfen noch mit der Feder. Sie haben gekämpft zunächst für ihre Sippe, dann für ihr Volk, für ihren Glauben, für die Unabhängigkeit ihres

Vaterlandes; sie kämpfen noch für die Freiheit des Geistes und für das Gemeinwohl.“

Es ist kein Zufall, dass die Reihe der Helden allmählich herabgeht und den Königssohn Ingo schliesslich ein Journalist unserer Tage ablöst. In den älteren Zeiten tritt das Individuum in den Vordergrund; der Dichter bekleidet es mit einer Ueberlegenheit, welche dem Einfältigen und Rohen so gut wie dem Klugen und Gebildeten imponiren muss. Aber dieser Muth, dieses persönliche Heldenthum muss in dem Maasse zurücktreten, wie die sich ausbreitende Cultur Genossenschaften, Stände, Staaten an die Stelle einzelner Heroen setzt. Das Individuum „geht schliesslich ganz auf in der Allgerneinheit, der Nation.“

Die Nation steht heute an der Stelle, wo sonst die sich hervorarbeitende Persönlichkeit stand; dem Heere reiht sich heute ein als unscheinbarer Theil, wer vor tausend Jahren den Einzelkampf gewählt und dadurch allerdings einen ansehnlicheren Ruhm gewonnen hätte. Uns scheinen nicht nur poetischer die Männer, von denen uns aus alter Zeit berichtet wird, sie waren es auch. Diese Einsicht hat Freytag geleitet; er hätte der Wahrheit zu nahe treten müssen, wenn er um künstlerischen Effects willen anders hätte verfahren wollen.

Der Auswahl und Behandlung der Personen und Schicksale entspricht die Ausdrucksweise. Als Ingo und Ingraban erschienen waren, machte die feierliche und bedeutsame Sprache einen verschiedenen Eindruck. Zwar die Mehrzahl der Leser hat sich daran begeistert oder sie wenigstens stauend bewundert. Doch regte sich im Verborgenen der Widerspruch der auch hier und da laut wurde. „Die Reden, welche seine Thüringer und Vandalen führen, wird man entweder rührend und in ihrer Einfachheit erhaben, oder lächerlich, kindlich oder kindisch finden“ sagte ein „befähigter und wohlmeinender Kritiker“. Derselbe behauptete, dass „die ziemlich zahlreichen rhythmischen und metrischen Verse, die sich in der Prosaverkappung in die Erzählung einschleichen, den aufmerksamen Leser peinigen und ermüden.“ Sicher

empfang Mancher so, der der andersdenkenden Mehrheit nicht widersprechen mochte. Neuërdings gesteht selbst Julian Schmidt: „Ich habe mir die redliche Mühe gegeben, aber mein Ohr will sich diesem seltsamen Ineinander von Prosa und Rhythmus nicht fügen, meine Aufmerksamkeit wird von dem Gegenstande abgezogen, ich muss beständig versuchen, was ich höre, in gemeines Deutsch zu übersetzen; und weil der Ton sich zuweilen grade da erhöht, wo die Empfindung kalt bleiben könnte, gewinne ich für das Verständniss weniger, als ich verliere.“ Dem Urtheile Schmidts würde ich unbedenklich beizutreten rathen, wenn es sich jetzt nur um Ingo und Ingraban handelte. Da Freytag aber jeder Zeit die ihr eigenthümliche und, wie er meint, angemessene Sprechweise zugetheilt hat, wäre es, wenn man das Gesamtwerk in's Auge fasst, eine kleinliche Mäkelei, darüber ein Wort der Missbilligung zu verlieren. Fast zu der klaren und durchsichtigen Ausdrucksweise seines ersten Romans findet Freytag sich zurück im letzten.

Ein reiches Schriftstellerleben haben wir an uns vorüberziehen sehen, reich im Aufnehmen wie im Austheilen. Freytags geistige Individualität verbindet also die beiden Hälften, in welche sonst die schreibende Welt zu zerfallen pflegt: die Forschung und die Gestaltung. Zu allen Zeiten überwiegt in ihm freilich die letztere; aber es war ein Glück, dass der Dichter jener Jugenddramen den Irrthum einsah, der ihn auf eine excentrische Bahn zu lenken drohte. Fortan wurde die innige Verbindung mit den Lebensfragen und -Bedingungen seines Volkes der Mittelpunkt seines Denkens und Dichtens. Freytag ist ein sprechender Beweis für den Satz, dass ein Dichter durch völlig freie Erfindung selten den sichern Boden findet, auf welchen ihn das wirkliche Leben, die Geschichte der Menschheit ganz von selbst stellt. An Schiller beobachten wir dieselbe Reaction gegen die absolute Phantasie, welche ihn in der Jugend von der Wirklichkeit abzog. Sobald ihn das Studium der Geschichte auf die thatsächlichen Motive und Schicksale der Menschheit aufmerksam gemacht, gewinnt

er eine fundamentale Sicherheit und eine männliche Reife, welche vom Wallenstein bis zum Demetrius alle seine Dichtungen kennzeichnet. Ja wir können daraus den Schluss ziehen, dass Freytag, wenn er künftig zum Drama zurückkehrte, nur historische und zwar nur patriotisch-historische Dramen dichten könnte.

Denn das muss Freytag bei seinem Volke zur besondern Empfehlung dienen: seine ganze dichterische Fähigkeit hat er ihm gewidmet. Er theilt den gemeinsamen Vortheil, welchen alle Epigonen der classischen Zeit geniessen, dass er nicht mehr aus den übrigen Ländern Europas zusammenzutragen brauchte, sondern die eingesammelte Bildung bereits einheimisch vorfand.

Die deutsche Poesie hat sich dadurch so unermesslich bereichert, dass sie alles Fremde mit spielender Schnelligkeit sich zu eigen gemacht hat. Aber es wurde Zeit, dass man sich der Worte Goethes erinnerte:

Menschen lernten wir kennen und Nationen; so lasst uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Diese Freude hat uns Niemand in reichlicherem Maasse bereitet als Gustav Freytag. Insbesondere aber muss ihm seine engere Heimath verbunden sein für die Anhänglichkeit und Sorgfalt, welche er ihr überall bewiesen hat. Zahlreiche Abschnitte der „Bilder“ beschäftigen sich mit den Zuständen und Schicksalen dieser Provinz; sein erster und letzter Roman spielen in Schlesien.

Ein zutreffendes Bild von Freytags Entwicklung und Bedeutung zu entwerfen, konnte mir nicht gelingen; die Fülle des Stoffes und die Kürze der Zeit waren zu mächtige Hindernisse.

Vielleicht habe ich etwas Besseres erreicht: dass Sie darauf ausgehen, ein eigenes Urtheil zu gewinnen. Sie können es: lesen Sie Alles, was Gustav Freytag geschrieben hat.